

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 21 (1931)
Heft: 15

Artikel: Schneeschmelze im Gebirge
Autor: Jegerlehner, Johannes
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636385>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

eine einzige poetische Monographie des Wallis, gefüllt mit einem schier unübersehbaren Reichtum von Vorstellungen, die Landschaft, die Leute, ihr Tun und Denken und Fühlen betreffend. Es bleibt Jegerlehners große dichterische Leistung, um deren willen sein Name bleibend leuchten wird in der Schweizer Literaturgeschichte, die großartige Gebirgswelt des Wallis in ihrem Tiefsten und Innersten zur Geltung gebracht zu haben: die tiefen Täler, die wildbachdurchstossten Schluchten, die sonnigen Weiden und die düstigen Rebgeleände, die kühnen Wasserleiten, die lichtgrünen Arven- und Lärchenwälder, die Fels- und Gletschereinöden; und in die Täler und an die Hänge hingestreut die schwarzbraunen Stelzbeinigen Hütten; dazu das Walliser Volk, ein knorriger Menschenschlag, der hier sein weltabgeschlossenes, traditionsbeschwertes Leben führt; ein Leben voll Kampf mit der fargen Natur, die wohl süße Früchte hervorbringt in der sonnenheißen Tiefe, aber oben in der Gletschnähe den tobbringenden Schneesturm, die Guga, heulen läßt. Die Einzelzüge in Jegerlehners Erzählbüchern, die immerhin reich sind an psychologisch wohlhabenden Gestalten, mag der Leser aus dem Gedächtnis verlieren; unvergeßlich bleiben ihm ihre eindrucksvollen Naturschilderungen.

Im Wallis hat Jegerlehner seinen künstlerischen Heimatboden gefunden. Wenn er ihn verläßt, so bleibt er wohl der glänzende Stilist, der mit Virtuosität jedes Thema abwandelt; aber sein Herz schwingt nicht so überzeugend mit. Er hat zwar sein Dichtertelt nicht in Zermatt am Fuße seines Matterhorns aufgeschlagen; doch schauen ihm auch in Grindelwald die geliebten Gletscher und Berge zum Fenster herein. So ist sein „Bergführer Melchior“, sein letztes Romanwerk, doch auf Heimatboden gewachsen, ist Blut von seinem Blut.

Noch haben wir Heutigen nicht Abstand genug von seinem Werk, um seine ganze Wirkung abzumessen. Wir stehen mitten im Zeitalter der Sachlichkeit, das die Dinge durch den Intellekt hindurch sieht und Gemütswerte nicht hoch einschätzt. Es fehlt unserer Generation die Muße für das beschauliche Buch; das Interesse an Technik, Sport und ungeistigen Lebensgenüssen nimmt die meisten Menschen gefangen. Möglich, daß wirtschaftlich ruhigere und gesichertere Zeiten hierin eine Umkehr und Rückkehr bringen werden. Möglich auch daß dies der Wunsch des Zurückgebliebenen und doch durch die Entwicklung Ueberholten ist, und daß er darum nicht in Erfüllung gehen wird. Dann immerhin. Für unsern Jubilar bleibt die beglückende Gewißheit, daß er die Generation gehabt hat, die ihn verstanden, der er ein Führer gewesen ist zu Schönheiten, die nicht vergehen werden, die ewig bestehen bleiben. Dank ihm dafür.

H. B.

Schneeschmelze im Gebirge.

Von Johannes Jegerlehner.

Es ist die Zeit, wo die Höhenkurorte sich entvölkern, die Rivierareisenden im Expresß dem außerblühten Lenz im Süden und der Sonne entgegenfliegen.

Mögen sie fliegen und finden, was sie suchen. Wir bleiben ohne Groll und Reid in der Schneeschmelze zurück, von der man gewöhnlich nicht in hohen Tönen zu reden pflegt, obschon sie auch ihre großen Mzente hat, ja geradezu Szenen von Wucht und Einprägsamkeit, wie sie weder vom Sommer noch vom Winter überboten werden.

Es ist kein Harfenspiel, wenn die Berge Wetterhorn, Mettenberg und die Eigerwand mit ihrem jähen, himmelhohen Sturz aus dem Wintermärchen erwachen und bis ins Mark des Felsengebeins erschauern und lebendig werden. Kein lindes Gesäusel, das die Reden aus der Starre rüttelt.

Hört ihr das Tosen in der Gletscherlüde! Wie tot ist die Luft, von sengender Glut erfüllt. Der Heißwind ist

aufgegangen, der Föhn — Herdfeuer löschen, Balken verriegeln.

Von den Fiescherhörnern und dem Finsteraarhorn wölft es unheimlich finster und nun brausen und hören die Lüfte, orgeln die Sturmespfeifen, daß die Erde erzittert und die Wandflühe beben.

Hoihuu-huhu — Rasen ächzen, der Boden schwankt. Hoihuu-huhu — das Gebäude schlottert und stöhnt. Keine Furcht, das Gebälk ist solid gewättet und bis unter die Ziegel mit stählernen Klammern verankert.

Blöcklich dämonische Stille, ein Ausschnafen der Lüfte, die Leere ums Haus und die Belebtheit in der Ferne. — Auf einen Schlag erwacht sie wieder, setzt alle Register ein und unterwirft jeden Baum, jeden Stadel, die Milliarden von Lebewesen im Unsichtbaren zu Mitspielern im Riesenorchester. Die Wälder ächzen, Wolken stürmen am Himmel, allein nicht mehr das grauenhafte Jehuu, ein Jubel erfüllt die Atmosphäre und wie von Bosaunen der Ewigkeit hallt es: es werde — es wird.

Siehe, kaum sind die Stürme verrauscht, so donnern die Berge. Hellwach und munter schütteln sie den Rücken und die Schultern in den dunkelwaldigen Schoß hinab.

Haushoch klastert der Schnee. Mit dem Leib des Berges verschmolzen, reißt er Felsbretter mit und Geröll, schürft kaffende Wunden, zwißt hier einen Stadel weg und dort eine Zeile stämmiges Bergwaldholz. Ueber das knöcherne Felsengerippe schießt und stäubt es von Stufe zu Stufe und ergießt sich ins Delta des Lawinenzuges. Silberweiß gischt die Schneebrunnen vom Raden des Mettenberges, zischen, zur Schlange gewandelt, über die Flußsäße, ballen und kugeln sich in den Mulden zum Drachengebilde und fausen, als ob sie das Tal verschlingen wollten, mit unerhörter Stoßkraft in den Tod.

Jetzt donnert und knallt es am Wetterhorn, drüben am Eigergrat. Um die Wette starten drei, vier dieser weißen Ungeheuer, stieben durch die zwangläufige Runse und zerschellt der Kopf in der Tiefe, so ringelt und rollt zwei Kilometer höher noch das Ende in kraftlosen Zudungen.

Hundert Lawinen in einem Tag keine Seltenheit. Als ob überall der Höhenglüh lebendig und wanderlustig würde, rutscht er und gleitet, lockt die Schneeschilde mit zur Schußfahrt, schwillt zur Lawine, zum trachenden Sturz und Katarakt. Tage und Wochen sträubt es und schleiert von den obersten Zinnen und Schalmeit das Echo vom neuen Werden und Geschehen.

Der Mensch ist so klein, daß er immer meint, groß zu sein. Wenn man aber die Urgewalten der Frühlings-schöpfung am Werke sieht und mitten drin steht, o wie schrumpft da alle scheinbare Größe und Wichtigkeit zum unscheinbaren Nichts zusammen, wie spürt man die Erden-schwere und das Ungenügen und steckt aus dem Schneefeldern staunend die Fühlhörner aus. Denn noch ist des Wunders kein Ende.

Wo nur eine apere Stelle, sprießen Krokus und Enziane aus dem feuchten Erdreich. Kleine blaue Sterne, Himmelsblümchen sagt man hier, schmüden die Holperwege. Wirkende Kraft und Auferstehung, wohin das Auge schaut. Mit seiner ganzen Leidenschaft und Farbeninnlichkeit hat der Lenz die Halden sonnhalt erobert. Wildgärten schenken des Goldes soviel, daß jede Blume ein kleines Licht wird. Im Erlenwald und in den Thornen rauscht es wie von alten verklungenen Heldenweisen, der Wildbach singt in die Ferne, der Brunnen plätschert melodisch, wie silberne Kügelchen steigen die Triller der gefiederten Sänger.

Goldadern gleich glitzern in den Böschungen die Dotterblumenbäche. Eine Weile und die Wiese im Grund trägt den Frühlingshut. Noch eine Weile und der Zauber der Blumenwelt, wie ihn keine Riviera-sonne bunter und glühender hervorbringt, reißt auch die Hänge auf Schattenhalb und die Waldsäume allerwegen in seinen Taumel.